

## Werk

**Titel:** Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

**Verlag:** Breitkopf

**Jahr:** 1746

**Kollektion:** Rezensionenzeitschriften

**Digitalisiert:** Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

**Werk Id:** PPN556860969\_0002

**PURL:** [http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969\\_0002](http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002)

**LOG Id:** LOG\_0028

**LOG Titel:** Abschnitt

**LOG Typ:** section

## Übergeordnetes Werk

**Werk Id:** PPN556860969

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

drer Ehre gereicht. Schließlich ist diese Auflage auch des Druckes und Papiers wegen, sowohl als wegen verschiedener saubern Zierrathe, für ein Muster eines schönen Buches zu halten, welches dem Hrn.

Berleger Ehre macht.

\* \* \* \* \*

II.

Fortsetzung des Auszugs, aus dem  
Enquiry into the Life and Writings  
of Homer.

**S**ächst dem Ursprunge einer Sprache, wird dieselbe hauptsächlich durch die Religion eines Landes, und die Sitten der Zeit eingerichtet. Dieses handelt der Verfasser in dem IV. Abschnitte ab; ob er gleich im folgenden erst von dem Ursprunge der Griechischen Religion und Gelehrsamkeit genauer handeln will. Hier begnügt er sich zu sagen, daß selbige von der großen Mutter aller heiligen und bürgerlichen Einrichtungen, dem Königareiche Aegypten hergekommen. Dieses weise Volk scheint zuerst die Schlupfwinkel menschlicher Neigungen, und die Mittel eine große Gesellschaft zu regieren, eingesehen zu haben. Sie sahen die allgemeine Neigung der Menschen, zu bewundern was sie nicht verstehen: und über unbekanntem Kräften zu erstauen, die sie sich als nützlich oder schädlich vorstellen. Ihre Religionspuncte und Ceremonien richteten sie also nach dieser Gemüthsart ein; machten ihre Ceremonien

monien geheimnißvoll und trugen ihre allegorischen Lehren mit einer tiefen und heiligen Heimlichkeit vor.

Hieher kam nun die Menge ungeheurer Götterhistorien; welche die ältesten Weisen in Griechenland, die in Aegypten gewesen waren, ihren Schülern beibrachten. Unter diese rechnet der Verfasser den Hesiod und den Homer auch. Allein als nachmals auch Leute von hitziger Einbildungskraft darauf geriethen, die sich einbildeten, sie könnten eben sowohl dichten, als ihre Lehrer: so mehrte sich die Zahl der Fabeln. Bisweilen aber gieng die allegorische Deutung ganz dabey verlohren. Dieses waren die *ιεροι λογοι*, die heiligen Traditionen, deren Herodotus so oft gedenket, und die Orpheus so angepriesen hat; ob sie gleich Justin der Märtrer in andrer Absicht angeführt hat;

*ΕΙΣ ΔΕ ΘΕΙΩΝ ΛΟΓΩΝ ΒΛΕΨΑΣ ΤΑΤΩ ΠΡΟΣΕΔΡΕΥΕ*

In Griechenland fand diese allegorische Religion einen bequemen Boden. Sie schlug tiefe Wurzeln in den ganz dummen und unwissenden Gemüthern des Volkes, welche noch von keiner andern etwas wußten. Sie setzten auch hinzu, so viel sie wollten; und in wenigen Menschenaltern hatte sie sich ihren Sitten und ihrer Sprache ganz einverleibet, und war allgemein geworden. Zu einer solchen Zeit nun erschien Homer in der Welt; als dieselbe ihre Stärke erreicht, und doch die Anmuth der Neuigkeit und Jugend noch nicht verlohren hatte. In einem solchen Zeitpuncte will ein jeder in der herrschenden Art des Ausdruckes reden, und wenn dieses mit dem metaphorischen Schwunge der Mundart zusammen genom-

men wird: so erhellet daraus die Quelle der beständigen Allegorie in alten Schriften.

Man hat Exempel genug, wie sehr der Glaube an eine gewisse Secte macht, daß man in der angenommenen Sprache derselben redet und schreibt. Man mengt dieselbe in die Geschäfte, in die Belustigungen, in alles; sonderlich, so lange die Lehre blüht, und in vollem Schwange geht: bis endlich die Meinungen etwa alt und verächtlich werden, oder gar verschwinden.

Hierauf kömmt der Verfasser auf die Sitten der Zeit, wodurch er die Lebensarten und eingeführten Studien versteht, die denen, so darinn vortrefflich sind, Ehre bringen. Diese richten sich insgemein nach dem Schicksale des Volkes. In den obervähnten Zeiten waren diejenigen Künste die vornehmsten, die dem natürlichen Bedürfnisse abhelfen und ihren Personen und Gütern Sicherheit schaffen konnten. Diese adelten ihre Erfinder. Als aber Ueberfluß und Reichthum entstand, so wurden diejenigen merkwürdig, welche die Ergötzlichkeiten verschönern, und den Pracht höher treiben lehrten. Zu Homers Zeiten glengen nur die ersten noch im Schwange; und sein gutes Glück machte ihn von den zwey Lastern frey, denen Longin den Verfall der Dichtkunst zuschreibt: nämlich dem unersättlichen Triebe nach Reichthümern, und der niedrigen, entkräftenden Wollust; oder der Liebe zu Lustbarkeiten.

Kurz, die Waffen waren damals die vornehmste und ansehnlichste Beschäftigung, und ein patriotischer Geist, war der rühmlichste Character. Beyde  
brauchte

brauchte man dazumal. Wer seine Stadt tapfer vertheidigte, sein Land erweiterte, oder für die gute Sache starb, der ward als ein Gott verehret. Die Liebe zur Freyheit, die Verachtung des Todes, nebst ihren Folgen, als Ehre, Redlichkeit und Mäßigkeit, waren ein wahrhaftes Lob. Wer sie nicht hatte, der mußte schimpflich leben, und in der Slavery sterben. Kein Wunder, daß diejenigen, die sie also aus Noth lernten, sie besser inne hatten, als Schulen und Lehrbücher sie beybringen können; und daß Abschilderungen solcher natürlichen Characteres, welche die Kennzeichen der Wahrheit an sich tragen, alles das übertreffen, was nur nachgeäfft, oder nach unrechten Mustern gemacht ist.

In den meisten griechischen Städten waren die Polices und die Gesetze kaum entstanden, als Homer in die Welt kam. Die ersten Aufsätze davon waren sehr einfältig, und nach der ungekünstelten Lebensart ihrer Einwohner eingerichtet. Das große Gesetz der Gastfreyheit war fast die vornehmste Anordnung. Einen Fremden zu verletzen, der in unserm Hause eingekehret, an unserm Tische gegessen, oder bey unserm Feuer gesessen, das war die höchste und abscheulichste Gottlosigkeit. Die übrigen waren nur überhaupt Verbothe der Gewaltthätigkeiten, die uns so unnöthig, oder wilde vorkommen. Man fieng erst recht an, in den Mauren neuangelegter Städte zu leben; und hatte noch nicht Zeit gehabt, rechte bürgerliche Einrichtungen zu machen. Man lebte natürlich, nach dem Triebe der Neigungen, die in jeder Brust ihren Sitz haben. Daher sprach und

handelte man auch ohne Zwang, so wie man dachte nach den eigenen Begriffen von dem, was gut und übel, gerecht und ungerecht war. Dieß alles giebt nun sehr natürliche Bilder.

Dieses hatte nun einen besondern Einfluß in die Sprache; nicht nur in so weit sie natürlich, sondern auch offenherzig, und redlich ist. So lange ein Volk so einfältig und aufrichtig ist, bekommen alle seine Worte ein Gewicht von der Wahrheit. Seine Gedanken sind stark und ehrlich, und bringen allezeit geschickte Worte hervor, solche auszudrücken. Diese Ausdrückungen sind gesund, und ungekünstelt, nicht verstellt; und brechen in lauter ungezwungene Redensarten aus. Sie sind an das artige Geschwätz der Complimenten nicht gewöhnt; vielweniger mit spißfindigen Einfällen, und Wortspielen versehen; welches nach der Zeit in allen Ländern, in Griechenland aber lange nach den trojanischen Zeiten eingerissen ist. Daher kömmt es nun, daß fast alle Völker ihre alten Poeten so gern lesen. Denn wir fühlen die Kraft ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken viel besser, als wenn die Sprache schon zu einer verschmizten Falschheit, und feinen Schmäulern abgerichtet worden.

Im gemeinen Leben ist ein aufgeweckter scherzhafter Kopf eine Gabe, die hochgeschätzt wird. Aber ein solcher ist kein Held für ein Epißches Gedicht, ja er findet keinen Daumen breit Platzes darinnen. In wichtigen Dingen einen Witzling zu spielen, das ist gefährlich, und läuft endlich auf einen Possenreißer hinaus.

Virgil hat die Wichtigkeit dieser Anmerkung so sehr eingesehen, daß er die alten Sitten allezeit nachgeahmet, und vom Ennius die veralteten Wörter nebst den abgekommnen Wortfügungen der Sätze erborget. Ja er hat so viel alte Formeln und Gewohnheiten bey Opfern, Spielen, Einweihungen und d. gl. angenommen, als sein vortreffliches Gedicht nur erlaubet hat.

In dem V. Abschnitte kömmt der Verfasser auf einen Gedanken, der seiner Einsicht viel Ehre macht. Er findet, daß ohne Tugend, keine wahrhafte Dichtkunst statt habe. Die Sitten eines Volks bilden seinen Character und beseelen seine Sprache. Sind sie also gesund, und unverderbt, so wird ihre Mundart damit überein stimmen: sind sie aber gar edel und heldenmüthig, (wie sie denn zur Poesie seyn müssen) was sind sie denn anders, als die Tugend selbst, in ihrem vollen Glanze?

Der Verfasser zieht noch einen andern Satz aus den vorigen Anmerkungen, der ihm so seltsam vorkömmt, daß er nicht weis, was er damit machen soll. Denn, sagt er, es klingt vor dem Gerichtstuhle Apollons verrätherisch, wenn man sagt: eine zierlich ausgearbeitete Sprache schicke sich für einen großen Poeten nicht: und wenn dieser Satz wahr ist; daß auch niemand etwas gut beschreiben könne, als was er gesehen hat; vielweniger etwas ungezwungen und meisterlich beschreiben könne, außer in der Sprache, der er gewohnt ist. Was den ersten Satz anlanget, so ist derselbe von einigen neuern, bey uns Deutschen, dahin gezogen worden, als ob man sich in

Versen keiner grammatischen Richtigkeit, sondern eines rauhen und barbarischen Ausdruckes! bedienen müsse, wenn man große und edle Gedanken sagen will. Das ist aber die Meynung unsers Verfassers nicht. Denn wenn ihm jemand den Lehrsatz schuld geben wollte, daß ein Mischmasch aus der Irriſchen, Walliſchen und Schottiſchen Mundart, mit gewissen unrichtigen und pöbelhaften Englischen Wörtern verſetzt, eine ſchöne poetiſche Schreibart mache, ſo würde er gewiß übel mit ihm zufrieden ſeyn. Denn ein anders iſt eine ſolche unrichtige, ein anders aber, eine etwas männliche, altfränkiſche und ungekünſtelte Art des Ausdruckes. Jene iſt von groben Fehlern nicht frey, die allen Sprachen Schande machen; dieſe aber iſt nur der neumodiſchen Umſchweiße und der gar zu gezierten Ausdrückungen überhoben, womit die Weichlichkeit neuerer Zeiten die herzhaften Redensarten der Alten vertrieben hat.

Hernach aber iſt es auch nicht allerdings wahr, wenn der Verfaſſer ſagt: that, vvhath we call polishing, diminishes a Language; daß das Ausputzen einer Sprache ſie nur ärmer mache. Denn obgleich einige Wörter, die an ſich ſelbſt entweder ungeschickt, oder übelklingend ſind, abgeſchafft zu werden pflegen, wenn eine Sprache feiner wird: ſo folgt es doch nicht, daß ſie darum arm werden müſſe. Virgil hat viele Wörter, die im Ennius und Plautus ſtehen, abgeſchafft: aber wer merkt feiner geläuterten Mundart einen Mangel in Ausdrückungen an? Spiz hat viel altväteriſche Redensarten des Hans Sachſen und anderer nicht gebraucht: aber was geht ihm

ihm dadurch ab? Eben so kann man auch heute zu Tage noch unrichtige Wortfügungen und Sprachschneider der Alten sorgfältig vermeiden; und doch darum einen Ueberfluß an guten Ausdrückungen behalten: wie die Beyspiele unsrer besten und reinsten Dichter darthun.

Darinn aber stimmen wir mit dem Verfasser völlig überein, daß eine heutige, gar zu zierliche und gekünstelte Schreibart sich zu der alten Einfachheit der Sitten, die zu einem epischen Gedichte unumgänglich erfordert wird, ganz und gar nicht reime. Dichten wir nun unsern Helden altväterische Sitten, so müssen wir uns auch bemühen ihre Schreibart nachzuahmen. Dieses beweist der Verfasser mit Fenelons Exempel, der in seinem Telemach eine Folge der Odyssee verfertigen wollen; aber ein Mischmasch alter und neuer Sitten hineingebracht hat: indem er die alte Heldentugend mit der neuern Politik vereinigen wollen, und die Poesie Staatsregeln hat predigen lassen.

Ueberhaupt merket er an, daß ein unumschränktes Regiment, sowohl in die Mannigfaltigkeit der Characteren, als in die Sprache selbst, einen schädlichen Einfluß habe. Er meynt, ein Engländer dürfe nur rings um sich her, auf die artigsten Völker in Europa sehen, die entweder unter den strengsten Gesezen, oder unter einer despotischen Gewalt seufzen; so würde man dieses sehen. Allein er vergißt entweder, daß es noch verschiedene freye Völker in Europa giebt; oder er will mit Fleiß nicht daran denken, um die Glückseligkeit seiner Nation desto mehr zu erheben.

Er meynt auch, daß man in solchen Staaten, wo ein Monarch regiert, sich in allen Kleinigkeiten nach dem Muster des Hofes richten müsse; daß das bloße Beyspiel die Kraft eines Befehls habe; und daß jeder nach einer Vorschrift reden und schreiben müsse, damit kein verdächtiges Wort in die Ohren der Großen falle. Dabey verlöhre manches Ding seinen rechten Namen, oder würde mit nichts bedeutenden Benennungen bezeichnet: und wo diese fehlten, da müßten Umschreibungen gebraucht werden; aus Furcht, durch die Wahrheit sich Feinde zu machen.

Das seltsamste scheint ihm dieses zu seyn, daß in solchen Regierungen besondere Einschränkungen und Censuren auf Schriften und Bücher gesetzt sind. Was für ein klägliches Ansehen haben iho nicht diejenigen Länder, die vormals die Mütter aller Freyheit und Munterkeit gewesen? Wie eingeschränkt ist da nicht die wahre Gelehrsamkeit? Wie unförmlich das wenige, was sie liefern; indem es die Zeichen der Tyranny an sich trägt, darinn es geböhren und erzogen worden? Anstatt der männlichen Gedanken, die Tugend und Laster nach Würden schätzen; anstatt der kühnen Schildereyen von Dingen und Menschen, aus ihigen Zeiten, müssen sie sich mit dem Zusammenraspeln von Mönchsabeln und Legenden behelfen. Oder wenn sie sich ja bis zur Vernunft wagen: so müssen sie bey sehr allgemeinen Grundsätzen stehen bleiben, und sie bey sehr entfernten Geschichten anwenden; sich aber sehr in acht nehmen, nicht ihre eigene Zeiten zu berühren. Dahingegen in England alles anders ist, wo eine glückliche Verbindung zwischen  
der

der Freyheit und Gelehrsamkeit herrschet; weswegen ihre Sprache männlich und edel, und weit reicher und mannigfaltiger sey, als irgend eine heutige Sprache.

Wir sehen hier, daß die Engländer von ihrer eigenen Sprache eben solche Gedancken hegen, als die Franzosen von der ihrigen; vielleicht aber beyde, ohne die Vorzüge der spanischen, welschen und deutschen recht zu verstehen. Doch das mögen sie selbst zusehen. Nichts kömmt ihm indessen mitleidenswürdiger vor, als ein armer Poet, der unter dem Schrecken der Inquisition schreibt. Dieser kann niemals wissen, ob nicht dieser Vers vielleicht dem ehrwürdigen Pater Inquisitor; ein andrer dem ehrwürdigen Pater Prior; dieß Gleichniß dem Pater Revisor, und jene Anspielung etwa gar dem Vicarius selbst, als gefährlich vorkommen wird. Kein Wunder, daß ein so schüchtern Dichter, der an statt der Musen mit solchen Gespenstern umgeht, ungestalte Geburten zur Welt bringt. Ihre Erscheinung muß ja jeden freymüthigen Gedanken in ihm ersticken. Sein Geist darf sich nicht regen, sondern muß unter dem panischen Schrecken der Censur erliegen; die noch von dem weltlichen Arme verstärkt wird. Was kann man nun für Anmuth und Stärke in einem Werke hoffen, welches in so betrübten Umständen gemacht worden? Die Herrn Patres bringen es auch gemeiniglich soweit, daß außer ihnen selbst, sonst niemand etwas schreibt.

So hart stellt sich unser Verfasser das Schicksal der Dichter in gewissen Ländern vor; setzt aber auch die Anmerkung hinzu: daß auch in der Zwischen-

zeit, zwischen einer völligen Freyheit und der Slaverey eines Staats etliche gute Werke hervorzukommen pflegten. Nach einigen politischen Anmerkungen über den Verfall eines Staats, der aus dem Ehrgeize und der Schwelgeren unfehlbar entstehen muß; welche Laster ein freyes Volk zur Herrschaft eines Tyrannen reif machen, weil sie es zum geben und nehmen vorbereiten: nach diesen und dergleichen Anmerkungen, sage ich, zeigt er, daß ein Mensch in Geschäften und großen Bewegungen zu großen Fähigkeiten kömmt, die ihn der Aufmerksamkeit eines Dichters würdig machen. Er beweist dieses durch das Beispiel von Griechenland, wo Gewalt vor Recht gieng, als Homer sein unsterbliches Gedicht schrieb; und von Belschland, wo die Guelfen und Gibellinen einander in den Haaren lagen, als Dautes seine Schilderereyen menschlicher Leidenschaften machte. Virgil lebte gleichfalls zu einer Zeit von öffentlicher Unruhe und Verwüstung; ja selbst Miltons verlohernes Paradies, soll von den Cronwellischen Händeln in England seine Muster und Bilder herhaben, die unter Engel und Teufel vertheilet worden.

Hier macht sich der Verfasser den Einwurf, wie es denn zugehe, daß die Lustspiele neuerer Zeiten die alten übertroffen hätten; da sie doch unter dem Einflusse der Verschwendung, und der macedonischen Herrschaft gestanden, und die große Freyheit der Sitten und Sprache voriger Zeiten nicht mehr gehabt? Er antwortet aber sehr gut darauf, indem er zeigt, was für ein großer Unterscheid unter einem Helden-

gedichte,

gedichte, und einer Comödie sey: deren jenes lauter große und ernsthafte; diese aber lauter niedrige und lustige Charactere erfordere. Diese letztern kann es also auch in ruhigen und wollüstigen Staaten geben, und der Poet kan sie nach der Natur schildern: daher gegen nichts unkomischer, oder ungeschickter zur Comödie ist, als ein wahrhaftig großer Mann. Hier kommen verschiedene Anmerkungen über die atheniensische Republik zu Aristophans Zeiten vor: wo die Rauigkeit der Sitten, und die uugebundne Frechheit dem Dichter noch verstattete, mit allen Großen der Stadt Spott zu treiben; zu Menanders Zeiten hergegen, die Freyhelt des Volks noch nicht sowohl unterdrückt, als in Ordnung gebracht, ihre Sitten aber noch gebessert und feiner geworden waren. So gewiß ist es, „daß jede Art von Schriften, sonderlich „die poetischen, auf die Sitten der Zeit ankommen, „worinn sie hervorgebracht worden.“ Die besten Dichter schildern die Natur ab (aber nur in so weit sie dieselbe kennen) und liefern sie uns, wie sie sie finden; aber wiederum in den Umständen, darinn sie sich befinden. Verliehren sie dieses Original aus den Augen, so schreiben sie falsch; ihr Talent sey so groß als es wolle. Tasso und Ariost können dieß beweisen; die zwar einen glücklichen Geist und reichen Wiß hatten; aber als sie das gemeine Leben verließen, und sich auf Hirngespinnste und utopische Charactere legten, ihre Gedichte mit Hexen und Gespenstern erfüllet haben, welche bey den Neuern die Stelle des Wunderbaren und Erhabenen vertreten müssen. Uns nimmt es Wunder, daß der Verfasser dieses

dieses nicht noch in weit höherm Grade in seinem Milton gefunden hat.

Der VI. Abschnitt wirft gleich anfangs die Frage auf: Wenn also die Verbindung der Umstände und die Sitten der Zeiten Poeten machen; wie es denn komme, daß wir nur einen Homer haben? Und warum ein Zeitraum von zwey bis dreyhundert Jahren, da es in Griechenland und Klein Asien auf einerley Art zugegangen, nicht etliche solche Dichter hervorgebracht? Die Antwort darauf ist leicht. Obgleich nämlich das erwähnte zu Hervorbringung eines guten Poeten nöthig ist, so ist es doch nicht das einzige, das dazu erfordert wird: sonderlich aber ein allgemeiner und erhabener Geist; eine so seltene Eigenschaft, daß der berühmte Ritter Temple gesagt hat: Daß unter allen Menschen, die in einem Jahrhundert gebohren würden, gegen einen, der geschickt wäre ein großer Poet zu werden, wohl tausende zur Welt kämen, die große Feldherrn, und Staatsminister werden könnten, die in den Geschichten berühmt würden. Der Verfasser hält dieses zwar für eine Vergrößerung, glaubt aber doch, daß sehr viele Lebensumstände, Vortheile der Aufzuehung, und Gelegenheiten die Welt kennen zu lernen, ja auch die Kenntniß besondrer Begebnisse, die sich zur Poesie schicken, dazu gehören, die selten bey einem Menschen zusammen treffen.

Nur eines einzigen zu gedenken, so sind große Reisen und vielfältige persönliche Anmerkungen, das Loos der größten epischen Dichter gewesen. Hierbey haben sie Anlaß gehabt, sich mit vielen Originalen ihrer

ihrer Erdichtungen bekannt zu machen. Dieses wiederfährt aber wenigen, die eine poetische Fähigkeit haben. Gemeinlich sind sie nicht die gesundesten, und viel zu schwach von Leibeskräften, die Beschwerden und Gefahren weiter Reisen zu erdulden. Als nun Homer lebte, und alle Umstände ihn zum Poeten machten, war die Welt schon dem Linus, dem Orpheus, dem Olympus, dem Musäus und Amphion viel Dank schuldig, die uns von den Alten als Meister in der Poesie angepriesen werden. Selbst Hesiodus ist zueben dieser Zeit geböhren worden. Es hat also um diese Zeit an Dichtern nicht gefehlt; und wir werden hernach noch verschiedene andre angeführt finden.

Der Verfasser erweist den großen Einfluß, den die öffentlichen Sitten der Zeit in die Gedichte haben, aus der großen Aehnlichkeit, die alle alte Schriften mit einander haben. Nichts kann mehr überein kommen, als die alten Orakel, die sogenannten Ueberreste des Orpheus, und die alten Lobgesänge der Götter, mit Homers und Hesiods Schriften. Hier findet man einerley Beywörter bey Göttern und Menschen, einerley Lehrsprüche und Anspielungen, einerley Wohlklang und Wortfügung; ja oft gar dieselben Ausdrückungen und Redensarten. u. d. g. m. welches weiter ausgeführet wird; und wobey eine Stelle aus dem Bellejus Paterculus vorkömmt, da er sagt: daß eine jede Kunst und Wissenschaft ihre großen Meister kurz hintereinander, ja fast zugleich hervorbringe. (\*)

Wir

(\*) Quis enim abunde mirari potest, quod eminentissima eiusdem professionis ingenia, in eam formam & in

Wir übergehen die große Untersuchung, woher dieses komme? ob der Einfluß des Himmels, oder die Stellung der Planeten und Gestirne gegen einander, solches wirke? Denn ohne Zweifel ist es am glaublichsten, daß die Eifersucht solche Vollkommenheit unter den zeitverwandten Künstlern und Meistern der Wissenschaften hervorbringe. Dieß ist des Vellejus Meynung; die aber unserm Verfasser noch keine Gnüge thut: indem er sich auf die verschiedenen Stufen beruft, die ein Volk in seinem Wiße und Wachstume der Gelehrsamkeit allmählich durchgehen muß. Hier ist es gewiß wahr, was eben der Vellejus sagt: daß dasjenige, was mit der größten Bemühung aufs höchste getrieben worden, zwar den obersten Gipfel erreiche, aber nicht lange darauf stehen bleibe: weil natürlicher Weise das, was nicht weiter fortgehen kann, zurücke gehen muß (\*\*). Indessen ist der Nacheifer der Zeitverwandten nicht auszuschließen, der sonderlich bey den Dichtern viel vermag.

Daß

*iu idem artati temporis congruant spatium. Vna, neque multorum annorum spatio divisa aetas, per divini Spiritus viros, Aeschylum, Sophoclem, Euripidem, illustravit tragoedias: vna priscam illam et veterem sub Cratino, Aristophane, et Eupolide comoediam; ac nouam comicam Menandrus aequalisque eius aetatis, magis quam operis Philemon ac Diphilus, et invenere intra paucissimos annos, neque imitanda reliquere. Philosophorum quoque ingenia etc.*

(\*\*) Alit aemulatio ingenia: et nunc invidia nunc admiratio incitationem accendit: Naturaque quod summo studio petatum est, ascendit in summum, difficilisque in perfecto mora est: naturaliterque, quod procedere non potest, recedit. Vellej. P. Hist. Rom. L. I.

Daß aber um Homers Zeiten das Poeten Volk, oder die sogenannten ΑΟΙΔΟΙ, d. i. Sänger oder Dichter, eine rechte zahlreiche Profession oder Kunst ausgemacht, erhellet aus dem Hesiod, der in seinen Εργ. και Ημερ. schreibt:

Και Κεραμεύς Κεραμῆ ποτέα, και Τέκτωνι Τέκτον;  
Και πτωχός πτωχῶ φρονέα, και ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔΩ.

In den ältesten Zeiten des griechischen Staats, fehlte es den wilden und barbarischen Einwohnern an dem Beystande der Musen, der sie besänftiget und gezähmet hätte. Sie mußten durch eine Furcht eines höhern Wesens, dem nichts widerstehen konnte, und durch die Neigung zur Gesellschaft gelenket werden. Es mangelte ihnen an einer Mythologie, oder Religion, um durch Scheu und Furcht zu einem Gefühle der natürlichen Ursachen, und ihres Einflusses auf ihr Leben und Wandel gebracht zu werden. Die Weisen und Gütigen unter den Alten sahen diese Bedürfniß, und halfen ihr ab. Die ältesten von dieser begeisterten Kunst waren:

Pii vates, et Phoebos digna locuti. *Virg. Aen. VI.*

Die Religion war der Inhalt, und das Beste des menschlichen Geschlechts der Zweck ihrer Lieder. Wie ungleich ist ihnen doch eine Menge neuerer Scribenten unter uns! die kaum wissen, warum sie wider die Religion ihres Vaterlandes schreiben, und uns um unsre glückliche Verfassung bringen wollen; ohne etwas bessers, oder bequemers an dessen Stelle einzuführen: bloß, wie es scheint, um das Vergnügen zu haben, niederzureißen, und Unheil anzurichten.

Allein

Allein die ersten Stifter der Wissenschaft in Griechenland kannten die menschliche Natur besser, und wußten die Vortheile gewisser Gebräuche, wenn sie in einer verschiedenen Schreibart abgefaßt sind. Die Schöpfung der Dinge, die Geburt der Götter, ihre Eigenschaften und Wirkungen, gaben den ersten Stoff ihrer Lieder. Nach diesem wurden die Helden gepriesen, welche Tyrannen ausgerottet, Ungeheuer und Räuber überwältiget hatten. Sie besungen Deukalions Wasserfluth, und die Herstellung des menschlichen Geschlechts, die Kriege der Centauren, und das Schicksal der Riesen.

Et faevos Lapithas, et nimium mero  
 Hylaeum, domitosque Herculea manu  
 Telluris iuuenes; unde periculum  
 Fulgens contremuit domus  
 Saturni veteris.

*Hor. Carm. L. II. Od. 12.*

Dieses waren ihre Materien; einige von den Gesängen die Menschen zu zähmen, *βροτων τελευτηρια*, wie Penelope sie im I. B. der Odyssee nennt. Sie sind so alt, als unser Kenntniß in den griechischen Alterthümern nur langet; und die *ΑΟΙΔΟΙ* oder Barden und Sänger, die sie gemacht und gesungen haben, sind die frühesten Weisen derselben gewesen. Dieses erhellet aus den Nachrichten, die uns Homer selbst von ihnen giebt; sonderlich wenn er berichtet, wie der größte Fürst der verbundnen Griechen seine schöne Gemahlinn, unter die Aufsicht eines solchen Barden gegeben, und uns versichert: dieselbe sey nicht eher

eher zu verführen gewesen, als bis dieser treue Aufseher beyseite geschafft worden. Viele solche Sängere lebten zu Homers Zeiten. Kein Fürstenhof scheint ohne einen, oder mehrere von solchen Dichtern gewesen zu seyn, die bey den großen Festen und Feyerlichkeiten, in ganz Griechenland, den Opfern beywohnten, und das Volk in der Andacht erhielten. Wir wissen einiger ihre Namen, die ihre Lehren von obgedachten Materien hören ließen: ihre Lieder aber sind verlohren, und mit denselben manche schöne Probe von wahrer Dichtkunst und Nachahmung.

Hier schließt der sechste Abschnitt. Die übrigen sollen nächstens folgen.

\* \* \* \* \*

### III.

## Beschluß der Fontenellischen Abhandlung von der Dichtkunst.

§. 62.

**E**s giebt in Absicht auf die Begebenheiten, eben wie in Ansehung der Charactere, zweyerley Arten des Wahrscheinlichen: die eine ist gewöhnlich und ungekünstelt, die andere ausschweifend und ganz sonderbar. Dergleichen sind die Ebentheuer der Romanen, welche zwar möglich sind, sich aber niemals zutragen. Das Sonderbare in den Characteren thut auf der Schaubühne eine ungemeyne

Bücherf. II. B. 3. S. P Wir-